

Im Korsett der Formel

■ PETER PAUL KASPAR

Unvermutet stößt der nachdenkliche Christenmensch auf alte Formeln, die sich ins katholische Bewusstsein derart eingegraben haben, dass man irritiert aufschreckt, wenn man sie einmal wörtlich nimmt und bedenkt. (das Kursive über beide Spalten)

Die allein seligmachende Kirche

Das ist nun eine berühmte Formel, mit der noch viele ältere katholische Christenmenschen aufgewachsen sind. Einerseits war man stolz auf die eigene Erwählung, hatte aber wohl auch ein wenig Mitleid mit den evangelischen Nachbarn, die ja doch auch freundliche und hilfsbereite Menschen waren. Und aufgeweckte Kinder konnten schon in der Religionsstunde fragen, warum denn ein ehrlicher Protestant in der Hölle landet, während so mancher katholische Gauner dank der Letzten Ölung gerade noch in den Himmel schlüpft. Die gut gemeinten Beschwichtigungen der Religionspädagogen konnten vielleicht die nur wenig erkannte katholische Präpotenz mildern, mit der man das eigene Erwählungsbewusstsein mit der Erniedrigung der Andersgläubigen verknüpfte. Schließlich hielt man sich ja als Katholik für die bessere Variante des „guten Menschen“. Verständlich, dass bei vielen Erwachsenen dieser Glaubenssatz auf dem mentalen Dachboden landen musste. Gott sei Dank – möchte man heute sagen. Schließlich ist es wenig christlich, die eigene Erwählung mit der Verdammung anderer zu verbinden.

Und dann kam das bis dahin unvorstellbare Ereignis: Johannes XXIII., der gütige Papst – für knappe fünf Jahre im Amt – lud evangelische und orthodoxe Amtsträger als Gäste zum Konzil (1962–65). Dort sollten sie nicht nur zuhören – denn Stimmrecht konnten sie keines haben – sondern wurden auch um ihre Meinung gebeten und übernahmen ehrenhafte Rollen in den

gemeinsamen Gottesdiensten. Doch der aufmerksame Katholik, vielleicht auch die emanzipierte Katholikin, fragten sich erstaunt: Und die sollen dann nach ihrem seligen Hinscheiden in die Hölle kommen? Nein – so lautete die bis zu diesem Zeitpunkt ketzerisch gewesene Antwort: Gott wendet sich an alle Menschen guten Willens. Also werden wir dereinst auch auf evangelisch Halleluja singen. Das erfreute ökumenisch gesinnte Christenmenschen. Doch von nun an gab es auch katholische Fundamentalisten, die sich aus dem kirchlichen Mainstream gekippt sahen. Sie formierten sich um eine starken Leitfigur, den legendären Erzbischof Lefebvre, und bildeten seither eine eigene – wie sie meinen: richtig katholische – Kirche. Fazit: Auch nichtkatholischen Gläubigen kann der Himmel offen stehen.

Die stets gleichbleibende Lehre der Kirche

Das war nun tatsächlich eine für lange Zeit nicht als solche erkannte Selbstfesselung des katholischen Lehramtes. Denn hinter all den stets neuen Erkenntnissen, Forschungen, Entdeckungen – und jedem damit verbundenen Paradigmenwechsel – blieben die historischen Formeln und Dogmen zeitgebunden zurück. Doch überzeitlich und interkulturell für die gesamte Menschheit absolut unveränderlich gültige sprachliche Formeln gibt es nicht. Jede Zeit, jede Kultur, ja sogar jede Gruppe von Menschen hat ihre eigene spezifische Sprache. Schon das Wort „katholisch“



Peter Paul Kaspar, war Akademiker- und Künstlerseelsorger in Linz, Musiker und Buchautor, lehrte an der Anton Bruckner Universität Linz.

■ Das Wort „unfehlbar“ ist im seriösen Sprachschatz längst unbrauchbar geworden.

hatte in der Antike ursprünglich eine andere Bedeutung: allgemein, allumfassend, wörtlich „für alle“ – oder vielleicht heutig „weltweit“. Doch „katholisch“ bezeichnet mittlerweile im religiösen Sprachgebrauch genau das Gegenteil: die Trennung von evangelisch, orthodox, anglikanisch – also abseits aller anderen christlichen Kirchen und Konfessionen. Heute wäre vielleicht das Wort „ökumenisch“ – oder ganz einfach nur „christlich“ – das bessere Wort für „katholisch“. Aber wer gibt schon seinen in Jahrhunderten redlich erworbenen Namen auf?

Seit im Zug des letzten Konzils viele wechselseitige Verurteilungen, Abgrenzungen und Verdammungen aufgehoben

wurden, lebt und kommuniziert eine ökumenische Christen- und Kirchengemeinschaft. Trotz der verschiedenen bekannten oder ignorierten Differenzen kann man einen weithin anerkannten ökumenischen Frieden feststellen. Weitere Fortschritte zeichnen sich ab. Ähnliche Kontakte zwischen führenden Persönlichkeiten der großen Weltreligionen sind seither immer wieder – mit bescheidenem Erfolg und dennoch einer gewissen Nachhaltigkeit – versucht worden. Ein säkulares Ereignis ist jedoch die von Johannes XXIII. im Konzil initiierte Verständigung und angestrebte Versöhnung mit dem Judentum – über zwei Jahrtausende des christentümlichen Antijudaismus hinweg. Nach zwei Jahrtausenden



Matta Wagnest,
aus Performance
„Wohin soll ich mich
wenden?“

abwehrender und nicht selten feindseliger Kommunikation zwischen den Religionen und Konfessionen, gibt es erst jetzt ein halbes Jahrhundert mit zahlreichen Annäherungen, wohlwollenden Kontakten und einigen wirklich versöhnenden Ereignissen. Aus bisheriger Feindschaft wurde versöhnte oder wenigstens respektvolle Freundschaft.

Die päpstliche Vollmacht unfehlbarer Lehre

Bemerkenswert: Es brauchte fast zwei Jahrtausende, um eine autoritär ins Extreme zugespitzte, zugleich hoch umstrittene Vollmacht als abgestimmtes Ergebnis eines kurzen, ohne Fortsetzung unterbrochenen Konzils zu etablieren. Denn das war das fragmentarische I. Vatikanische Konzil von 1870: eine an ihrem großen Vorhaben gescheiterte Kirchenversammlung. Manche Kritiker schlagen überhaupt vor, das aus politischen Gründen Fragment gebliebene Konzil als missglückten Versuch im Archiv abzulegen. Es schreibt nämlich eine Vollmacht fest, die seither nur ein einziges Mal im Jahr 1950 ohne besondere Folgen ausgeübt wurde. (Die Aufnahme Mariens in den Himmel – wohin sonst? Mit Leib und Seele – was heißt das eigentlich?) Im alltäglichen Sprachgebrauch wird die Unfehlbarkeit fast ausschließlich ablehnend oder ironisch zitiert: Wer ist schon unfehlbar? Der Papst? Na ja. Das Wort „unfehlbar“ ist im seriösen Sprachschatz längst unbrauchbar geworden. Zudem hatte dieses Konzilsfragment eine Kirchenspaltung zur Folge: aus Protest gegen das Dogma entstand die altkatholische, beziehungsweise christkatholische Kirche.

Persönliche Tragik eines Papstes

Der damalige Papst Pius IX. und seine persönliche Tragik, im Zug der italienischen Einigung und nach dem Ende des zuvor weitreichenden Kirchenstaates aus Rom geächtet zu sein, bereicherten also die Dogmatik um einen weiteren zwar bedeutungsarmen, jedoch gewichtig definierten Glaubenssatz. Kommentare meinten damals, der Papst entschädige sich für die

verlorene Rolle als Staatsoberhaupt mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit: Der politisch ohnmächtige Papst sollte fortan wenigstens religiös allmächtig sein. Sein ehrgeiziges und jähzorniges Naturell brach sich erst nach dem politischen Exil und dem Verlust der weltlichen Macht drastisch seine Bahn. Er betrachtete den nach seiner Rückkehr selbst beschränkten römischen Aufenthalt als Gefängnis und sich als den Gefangenen im Vatikan. Erst nach Jahrzehnten entstand unter Mussolini der heutige Kirchenstaat als kleines, aber religiös bedeutsames politisches Gebilde. Dass das Unfehlbarkeitsdogma als theologischer Protest keine theologisch bedeutsame Vorgeschichte und Begründung aufweisen kann, macht es zu einer unverheilten Wunde in der Geschichte des durchaus verdienstvollen Papstamtes.

Dogmen sind nicht starr und unabänderlich

Das heute geradezu selbstverständliche Wissen, dass Texte – je nach Zeit und Zusammenhang und inmitten eines immerwährenden Sprach- und Kulturwandels – keinen unabänderlichen, für alle Zeiten und Adressaten gleich gültigen Bedeutungsinhalt haben können, nimmt dogmatischen Formeln ihre erstarrte Unabänderlichkeit. Knapp gesagt: Dogmen können nicht erfüllen, was sich allzu strenge Dogmatiker von ihnen erwarten. Weshalb auch Begriffe wie „Dogmatik“ und „dogmatisch“ zwischen Feierlichkeit und Lächerlichkeit eine schillernde Existenz führen und durchaus auch tadelnd im Mund geführt werden. Vielleicht gibt die Bildwelt der Ostkirchen eine gute Vorstellung dessen, was wir versuchen, wenn wir über Gott nachdenken: Ikonen sagen im Bild etwas über das Göttliche aus, ohne zu behaupten, dass es genau so ist, wie es das Bild zeigt. Durch Verzicht auf realistische Abbildung des Heiligen und der Heiligen entkommt man dem Versuch, es ganz genau wissen zu wollen. Ähnliches gilt manchmal für spirituelle Musik: Sie kann sich dem Göttlichen deshalb nähern, weil sie weder beschreiben noch definieren will. ■

■ Dogmen können nicht erfüllen, was sich allzu strenge Dogmatiker von ihnen erwarten.